

Furche-Schriften Nr. 20

In Polen verschleppt

Ein Erlebnisbericht

von

D. Johannes Horst
Pfarrer an der Kreuzkirche und Direktor
der Theologischen Schule in Posen

Furche-Verlag / Berlin

Furche-Verlag H. Rennebach KG, Berlin 1939
Druck der Offizin Haag-Drugulin in Leipzig

Fahles Morgenlicht schimmert durch die hoch an den Wänden angebrachten Fenster der Möbelmessehalle, die keinen Blick nach draußen gestatten. Wir befinden uns in Schwersenz, dem Tischlerstädtchen in der Nähe Posens. In einem wirren Knäul liegen wir zu etwa zweihundertundachtzig Leidensgenossen auf dem kahlen Fußboden, wie man uns gestern in der Dunkelheit des Abends hier hineingetrieben hat, Volksdeutsche aus den führenden Schichten des Posener Deutschtums, Bankdirektoren, Kaufleute, Lehrer, Juristen, Sekretäre der deutschen Verbände, Handwerker und Arbeiter und bis auf einen uns Pfarrer alle aus der Stadt, wie auch Rittergutsbesitzer und Bauern aus der Umgebung.

Es wird heller, und man erkennt die einzelnen Gesichter. Viele durchblutete Kopfverbände über einem blassen Antlitz heben sich heraus. Da leuchtet das ganz mit Blut befleckte Hemd des deutschen Gymnasialdirektors Vogt, der mehrere Kopfwunden davongetragen hat, da schaut mich das Gesicht des Direktors der Innern Mission, des Pfarrers Steffani, leichenblaß unter einem Verband an, da liegt der junge Rothenburger Amtsbruder Wiegert, dem noch all das Grausige im Gesicht geschrieben steht, daß er mit seinen Gemeindegliedern auf der Fahrt durch Stenschewo erlebt hat, wo man ihn selbst furchtbar schlug und in den Wagen schoß, so daß es Tote und Verwundete gab. Ach, einen nach dem andern sieht man an, bekannt oder nicht bekannt, verwundet oder nicht verwundet, das schwere Leid liegt über allen. Da sind ja auch deutsche Frauen, die hier mitten zwischen den Männern schlafen mußten, ohne Unterschied hier hineingejagt, ja es melden sich sogar die Stimmen kleiner Kinder, darunter solche, die noch auf dem

Arm der Mutter getragen werden müssen. Zu verschiedenen Trupps sind wir hier zusammengetrieben wie eine Herde Vieh. Neben uns Posenern sehen wir deutsche Bürger und Bauern der Städte Rakwitz, Rothenburg und Neutomischel. Man hat uns durch Polizisten aufgegriffen, uns einen Schein in die Hand gedrückt, der bekundet, daß wir für vier Wochen interniert seien. Die meisten ohne jede Vorbereitung fortgeschleppt, wie sie gerade gingen und standen. Einen hat man barfuß von der Feldarbeit in einer dünnen Sommerbluse geholt. Also das nennt man in Polen „Internierung"!

In der Enge konnten wir uns nachts kaum einmal ausstrecken, mit angezogenen Knien fanden wir, vom Durst gequält, kaum ein wenig Schlummer und lauschten dem ganz fernen Donner schwerer Geschütze. Kommt er von Süden aus der Richtung Ostrowo, wie Dr. Swart meint? Wir wissen ja nichts davon, wie es um die Kriegslage steht, nichts davon, wie es unsern Frauen und Kindern geht, seit wir vorgestern, am Freitag, dem 1. September, während des ersten deutschen Fliegerangriffs auf Posen verhaftet worden sind.

Heute ist Sonntag, und die Glocken der katholischen Pfarrkirche in Schwersenz tönen herüber. Einst hörte ich sie sonntäglich, wenn ich in der Sakristei der evangelischen Kirche stand und mich zum Dienst am Altar rüstete, durch das offene Fenster mit unsern Glocken sich vereinen. Ich war hier vor Jahren Pfarrer, auch von den Polen mit Achtung behandelt, wenngleich mit meiner Gemeinde leidend unter manchem schweren Druck. Aber gestern abend, das war furchtbar schwer, als ich mit unserm Elendszuge durch die dunklen Gassen der Stadt auf den Marktplatz gehetzt wurde, von einer haßerfüllten polnischen Menge umtobt, die uns ihre Todesdrohungen, Flüche und gräßlichen Beschimpfungen mit geballten Fäusten ins Gesicht schrie, uns anspie, auf uns einschlug, uns mit Steinen bewarf – was für ein Sonntag wird uns beschieden sein?

Ich fasse mir ein Herz und wende mich an den sogenannten „Kommandanten". Das ist ein etwa siebzehnjähriger Gymnasiast, wohl von der militärischen Jugendvorbereitung, dem der alte Reserveleutnant, dem im Posener Polizeipräsidium die Führung unseres Transports

anvertraut wurde, gestern in Glowno, wo wir aus den verschiedenen Trupps zusammengestellt wurden, das Kommando über uns gab. In aufgeblasener Eitelkeit rief er da immer wieder vor jedem Befehl bei dem Exerzieren, das er mit uns veranstalten wollte, angesichts der uns umringenden und schmähenden polnischen Bevölkerung: „Die Abteilung hört auf mein Kommando! Achtung!" Und dann wollte er uns zwingen zu singen: „Jeszcze Polska nie zginęła" = „Noch ist Polen nicht verloren." Dennoch bitte ich ihn: „Ich bin Pastor. Es ist Sonntag. Gestatten Sie, daß das heilige Evangelium vorgelesen und ein Vaterunser gebetet wird?" Er schlägt es barsch ab. Unter Katholiken sei das nicht statthaft. Statt dessen müssen die seit unserer Abführung aus dem Polizeipräsidium erst in Posen, dann abermals in Glowno aufgestellten und anscheinend jetzt schon wieder teilweise abhanden gekommenen Listen der Internierten nochmals neu aufgeschrieben werden. Über siebzig Jahre alte Volksgenossen – unser ältester Kamerad ist wohl ein vierundsiebzigjähriger Arbeiter aus meiner Kreuzkirchengemeinde in Posen – werden unter rauhem Anschnauzen gezwungen, durch den Saal zum „Kommandanten" zu laufen, um ihre Angaben zu machen, und zwar in straffer Haltung. „Prędzej! Biegiem!" = „Schneller! Laufen!" – Wie oft sollten wir das, schon zu Tode erschöpft, noch zu hören bekommen!

Während die jungen Leute der militärischen Vorbereitung, einer von ihnen mit der Binde des Roten Kreuzes, aber alle mit einem Militärgewehr ausgerüstet, noch damit beschäftigt sind, uns für unser Geld Brot und hier und da auch andere Lebensmittel von draußen zu besorgen und wir unsere Bier- und Selterstlaschen, mit denen sich jeder allmählich für Trinkwasser versieht, mit Wasser füllen – ertönt plötzlich der Befehl, in Viererreihen draußen anzutreten. Dort stehen fünf Kastenwagen bereit. Die Frauen, die Kinder, die schwerer Verwundeten, auch das größere Gepäck werden darauf untergebracht. Bei strahlendem Sonnenschein beginnt unser trauriger Weitermarsch auf der Heerstraße nach Warschau. Sie ist voller Bewegung. Mit Bettzeug und Hausrat und Kindern übervoll gestopfte Kraftwagen flüchtender polnischer Familien jagen an uns vorbei, und ganze Schwärme von

Radfahrern begleiten uns eine lange Strecke. Sie versuchen dabei, auf uns einzudringen und fahren schließlich fluchend und schimpfend weiter. Die Bevölkerung der Ortschaften, durch die wir hindurch müssen, wird vorher von ihnen auf die Straßen gerufen, und in dem Städtchen Kostschin geht es nun in eine tobende Hölle hinein.

Zu Hunderten stehen die Polen, jung und alt, rechts und links dicht gedrängt und empfangen uns mit einem furchtbaren Gebrüll. Diese wutverzerrten Gesichter voller abgrundtiefem, teuflischem Haß! Insbesondere die Frauen können sich nicht genug tun, uns anzukreischen, uns anzuspeien und auf uns Wehrlose einzuschlagen. Furchtbar diese Flüche! „Cholera ihr, ihr Hundesöhne, ihr Verwesten, ihr werdet alle faulen! Seht, sie faulen schon! Euer Hitler fault auch schon. Schlagt sie doch tot, die Hurensöhne! Diese Schwaben, dieser Auswurf! Warum führt ihr sie noch? Warum macht ihr euch die Mühe? Ein Maschinengewehr genügt für sie alle! Stellt sie doch an die Wand! Oh, ihr Verräter, ihr Spione! Schöne Aufständische seid ihr! Und auch Pastoren! Auch ein – katholischer – Geistlicher geht mit! Er gibt ihnen den Segen. Pfui, Cholera!" Mit den Fäusten schlägt man uns ins Gesicht, in die Augen. Dr. Swart, der vor mir geht, schwillt das Auge von einem blutigen Schlag furchtbar auf. Die Hiebe, die Fußtritte, hageln immer mehr auf uns ein. Ein wütender Mensch hängt sich an meine Tasche. Ich breche fast zusammen. Er reißt meine Feldflasche mit ihrem kostbaren Wasserinhalt von der Tasche ab und schleudert sie unter die johlende Menge. Wie sollen wir hier nur hindurchkommen? Jeder Zwischenfall kann uns das Ende bringen. Jetzt in der Todesangst fassen wir uns in den Viererreihen gegenseitig eng unter die Arme, mein Kamerad Kala, Gemeindeglied von der Kreuzkirche, reißt mich empor, als ich zu stürzen drohe. Wir rennen vorwärts um unser Leben. Nur nicht liegenbleiben! Wer fällt, wird ja von diesen tobenden Bestien zertreten. Auch die gebildeten Polen brüllen uns ihre Beschimpfungen entgegen. Dieser Grad der Verhetzung des Volkes, die Vergiftung der Gemüter mit Haß und Mißtrauen gegen alles Deutsche durch die polnische Presse ist ja ihre Schuld.

Wir sehen unsern Tod vor Augen. Aber wie ich gestern in der Trau-

rigkeit des ersten Marsches unter meinem schweren Rucksack, von einem Steinwurf in die Kniekehle taumelnd, Kraft fand in dem Gebet, hierin Christus das Kreuz nachtragen zu dürfen, so wird man emporgehoben und getragen durch die Gebetsseufzer, in denen man sich und alle Leidensgenossen im Blick auf das Kreuz Christi der bewahrenden Treue Gottes befiehlt. Und in der Tat, die Bajonette unserer Polizei hätten uns nicht geschützt vor dem Tode, wenn Gottes Hand nicht über uns gewaltet hätte.

O diese Hetzmärsche durch die Städte! Nach unsern Erlebnissen in Posen, Schwersenz und Kostschin zitterten wir auf den weiteren Märschen schon vorher, wenn wir durch sie hindurch mußten. Stumm, ohne jedes Wort der Erwiderung, mit gesenkten Köpfen, den Hals und die Schultern durch unsere Mäntel und Decken geschützt, sofern wir solche bei der Verhaftung hatten überhaupt mitnehmen dürfen, eilten wir, oft sogar in einen Laufschritt fallend, durch das furchtbare Spalier unserer Peiniger. Es ist nicht nur der körperliche Schmerz und Abscheu, der wehe tut, wenn uns, wie bei der schrecklichen Abführung vom Polizeipräsidium durch Posen nach Glowno, über den alten Markt, durch die Wasserstraße mit dem sehnsüchtigen Blick auf mein Pfarrhaus und die liebe Kreuzkirche, Pferdemist von der Straße ins Gesicht geworfen wird, wenn wir bespuckt, getreten und geschlagen wurden, wenn einem wie in Słupce von wütenden Weibern ein Erdklumpen vor die Brust, ein Stein in den Rücken geschleudert wird, wenn der Faustschlag eines Rohlings die Schläfe trifft – es ist der tiefe Schmerz vor diesem höllischen Abgrund tierischen Hasses, der in der Tat nicht nur zu Drohungen, sondern zu scheußlichem Mord und gräßlichen Verstümmlungen völlig wehrloser Gefangener fähig ist. Das legt sich wie schwerste Last auf die Schultern, daß uns die Beine kaum mehr weitertragen wollen.

Endlich sind wir, zu Tode matt, durch die Straßen von Kostschin hindurchgehetzt, haben die nachdrängende, tobende Masse hinter uns gelassen und erhalten schließlich in einem Dorfe Wasser, das man uns aus einem Brunnen in Stalleimern bringt. In Paczkowo, wo an der Straße stehende Frauen, vielleicht waren es Volksgenossen, versuchten,

uns Wasser zu reichen, wurde es ihnen vor unsern Augen ausgeschüttet. Ebenso wie später in Wilhelmsau ein polnischer Soldat den Eimer umstieß, aus dem die Pferde der Begleitwagen getränkt waren und den uns die Bewohner des Bauernhofes mitleidig von neuem füllen wollten.

Heiß brennt die Sonne, und wir marschieren und marschieren. Am Spätnachmittag Fliegeralarm!

Wir müssen, wie später noch ungezählte Male, im Straßengraben unter den Bäumen Deckung nehmen. Da kommt in unaufhaltsamem Fluge Kette um Kette der deutschen Bomber am Himmel herauf und zieht über uns weiter. Die schwache Gegenwehr eines seitlich fliegenden polnischen Flugzeugs beunruhigt sie nicht im mindesten. Hell knattern ihre Signale. Dumpfe Aufschläge folgen, und wo sich vor uns die Schornsteine und Türme von Wreschen zeigen, da steigen dunkle Fontänen qualmend auf. Darauf sollen wir losmarschieren. Wird die polnische Bevölkerung dafür nicht Vergeltung an uns üben? Und doch werden wir im Herzen fröhlicher und fester. Deutschland läßt uns nicht allein marschieren. Nah sind unsere Retter aus der Schmach dieser Gefangenschaft, in die man uns gebracht hat, uns, die Bürger dieses Landes, in dem unsere deutschen Vorfahren länger eine Heimat hatten als die aus Galizien nach dem Weltkriege eingewanderte polnische Beamtenschaft, und die wir nichts anderes verschuldet haben, als daß wir eben Deutsche sind.

Es ist finster, als wir in Wreschen einrücken. Um riesige Bombentrichter in der Nähe des Bahnhofs werden wir herumgeführt. In der Stadt werden wir als Deutsche von der Menge auf der Straße erkannt. Noch einmal sehr bange Minuten, als wir unter Hinzutreten von neuen Polizeimannschaften in einen Gasthofsaal geführt werden und die Verwundeten und Frauen, als sie von den Wagen steigen, sogar noch geschlagen werden. Wir haben sechsunddreißig Kilometer Marsch hinter uns. Nicht die geringste Verpflegung wird uns geliefert, ja nicht einmal Wasser zur Genüge gegeben, und ein Austreten wird nicht allen gestattet. So liegen wir wieder in dem für die Menge viel zu kleinen Saal auf dem kahlen Fußboden ohne ein Hälmchen Stroh. In

der Nacht kommt eine verstärkte Polizeiwache in den Saal. Wir erfahren am nächsten Morgen, daß die Bevölkerung in den Saal habe eindringen wollen. Das wäre unser Ende gewesen.

Das war unser erster Sonntag in der „Internierung". Aber doch hat die Losung des Tages aus Jes. 63, 9 recht: „Er nahm sie auf und trug sie allezeit von altersher."

Eine Woche ermüdender Märsche auf den Straßen Polens in Sonnenglut und Staub liegt hinter uns, dazwischen Rasttage auf einem Vorwerk Marantów hinter Konin, weil nach einem Bombenangriff deutscher Flieger unsere Wachmannschaften mit ihrem Leutnant an der Spitze uns feige mit den Wagen schleunigst verlassen haben. Nur einen Hilfspolizisten ließen sie uns zurück, aber es fanden sich wieder andere Wachen ein, als polnische Flüchtlinge und die Bevölkerung uns mit Totschlag bedroht hatten. Über Stralkowo, Słupce, Konin, Marantów sind wir inzwischen in einen Gutshof hinter Slesin verschleppt worden, wo wir gestern am Nachmittag eintrafen.

Wieder bricht ein Sonntag an. Ein Teil von uns hat in der Scheune, ein Teil vor der Scheune unter freiem Himmel ein paar Stunden zu schlafen versucht. Da werden wir morgens um zwei Uhr in der Dunkelheit aufgejagt und müssen in unsern Viererreihen antreten. Der grausame Befehl eines Leutnants, der auf dem Gutshofe gestern ein Maschinengewehr auf uns richten ließ und uns roh anbrüllte, hat uns die Wagen für die Verwundeten und die Frauen weggenommen. So müssen wir die Familie Schmolke aus Rakwitz, den Vater, einen Weltkriegsverwundeten ohne Beine mit seinen beiden Prothesen, seine Frau, eine fünfzehnjährige Tochter, ein achtzehn Monate altes Kind und noch eine achtundsechzigjährige Frau Blank dort zurücklassen. Außerdem bleiben dort dreißig kostbare Brote liegen, die wir uns gekauft hatten, ein Kochkessel und Eßgeschirr, das wir mühsam gegen gutes Geld inzwischen erworben hatten. Wir sollten es in der Folgezeit noch schmerzlich vermissen.

Rasch werden wir vorwärts getrieben durch das nächtliche Dunkel. Es geht durch endlosen Wald. Schwarz ragt die Linie der Bäume rechts

und links auf. Wir sahen gestern, daß der Wald voller Soldaten steckte, die dort Deckung genommen haben. Wo führt man uns hin?

Was wird nur mit den Zurückgebliebenen geschehen? Es ist gut, daß wir es nicht sehen, wie entmenschte Mörder diese armen, wehrlosen Menschen alsbald grausam umbringen werden. Sie wiesen, als man sie auffand, wo sie verscharrt waren, keine Schußwunden auf, waren aber scheußlich verstümmelt. Dem kleinen Kinde waren die Fingerchen aus den Gelenken herausgerissen. Der Oberfeldwebel der deutschen Abteilung, die ausgesandt worden war, unsere Spur zu verfolgen, fragte mich nach meiner Rückkehr in Posen, ob es unser Zug gewesen sei, der eine solche Familie, die er genau beschrieb, bei sich gehabt habe. Er hatte unsern Zug nicht gefunden, wohl aber diese hinter einem Strohschober verscharrten geschändeten Leichen. Sie sind dann einwandfrei identifiziert worden.

Wir aber marschieren weiter ins Dunkle. Unsere Bitte nach einem scharfen Marsch um eine Ruhepause an der Försterei, wo es doch wohl Wasser geben dürfte, wird abgeschlagen. „Prędzej, prędzei“ = „Weiter, weiter“ – durch Wälder, Felder und Dörfer. Um die Stunde des Sonntagsgottesdienstes geht es eilig durch Sompolno. Dort wohnen viele Deutsche. Ob man jetzt etwas davon merken wird? Wir wissen noch nicht, daß man auch sie verschleppt hat. Wir sehen nur haßerfüllte Blicke. An den Ständen mit Obst und Lebensmitteln müssen wir vorbei. Wie gern möchte man sich etwas kaufen dürfen, um sich zu erquicken. Nun geht es an der evangelischen Kirche vorüber. Ach wenn man dort doch einen Sonntag hätte!

Schon sind wir durch die Stadt weiter auf der Straße nach Kolo zu. Doch wir biegen nach Norden ab. Die Füße mahlen mühsam den Staub der Straße, der uns mit einer dichten Wolke umhüllt. Unsere Gesichter sind schwarz, nur mit Not können wir atmen, begierig saugen wir tief Luft ein, wenn ein Windhauch den Staub ein wenig zur Seite drückt. Nur nicht zusammenbrechen! Wenn ich unter dem schweren Rucksack taumle – ich habe in der Befürchtung einer längeren Internierung noch meinen Gehpelz auf den Rucksack geschnallt –, dann reiße ich mich wieder zusammen. Eins, zwei, drei, vier – einatmen!

Eins, zwei, drei, vier – ausatmen! Wie eine Maschine zählt es der Kopf unaufhörlich weiter, und wie eine Maschine tun die wunden, brennenden Füße ihren Dienst. Immer lauter wagt sich unsere Bitte um Wasser an unsere Posten hervor. Sie hören nicht darauf. Wir marschieren durch Mostki. Da stehen zwei junge Frauen am Brunnen ganz dicht an der Straße. Ich halte von weitem meinen Trinkbecher hoch und mache eine bittende Geberde. Es sind ja wohl dem Ansehen nach deutsche Frauen. Sie haben verstanden. In höchster Eile winden sie den Eimer mit Wasser aus dem Brunnen. Als ich dicht an ihnen vorüberkomme, will ich den Becher hinüberreichen. Ein polnischer Unteroffizier, wohl im Dorfe einquartiert, tritt wütend dazwischen und brüllt mich an: „Es gibt kein Wasser. Noch sieben Kilometer fasten!"

In der Tat. Nach etwa sieben Kilometern Wegs wird in dem Städtchen Babiak Halt befohlen. Da steht ein Wachtmeister in der blauen Polizeiuniform und läßt uns von unsern Posten in eine einstöckige Schule führen. Wir werfen uns in dem verwahrlosten, schmutzigen Raum, der wohl schon oft als Soldaten- oder Flüchtlingsquartier gedient hat, auf den Boden. An den offenen Fenstern haßerfüllte Gesichter, drohende Fäuste, höhnende Worte. Es kümmert uns nicht mehr. Wir sind gänzlich erschöpft vor Hunger und Durst. Ein tiefes Stöhnen dringt durch den Raum. Ich werde dieses Stöhnen nicht vergessen.

Aber wir erhalten nun doch Eimer um Eimer Wasser aus dem Brunnen auf dem Hofe. Doch nach zwei Stunden jagt man uns plötzlich auf.

Der kleine, dicke Wachtmeister mit dem aufgewirbelten Schnurrbart steht wieder vor uns fahrbereit an einem Motorrad, auf das er hinten noch einen blechernen Benzinbehälter gebunden hat. Er läßt unsere Gruppe von etwa fünfzig Mann gesondert von unsern übrigen Kameraden vorausmarschieren. Später fährt er mit seinem Motorrad uns voraus. Was haben sie nur mit uns vor? Außer einem der früheren Hilfspolizisten führt uns jetzt eine neue Gruppe Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett. Schnell geht's aus der Stadt. Man kann mit den schmerzenden Füßen, die voller Wunden sind, auf dem holpe-

rigen Kopfpflaster kaum mehr auftreten. Fast ein jeder von uns hat fürchterlich durchgelaufene Füße, bei vielen eitern die Wunden schon, obwohl die beiden mit uns „internierten" Ärzte des Posener Diakonissenhauses, Dr. Haendschke und Dr. Robert Weise, mit Diakon Guth das Menschenmögliche tun, uns mit dem bißchen Verbandstoff, den sie aus einer Apotheke ergattern und in meinem Köfferchen bergen konnten, täglich zu helfen. Aber die meisten von uns sind eben, wie sie gingen und standen, „interniert" worden, ohne daß man ihnen erlaubte, das geringste mit sich zu nehmen, und haben völlig unzureichendes Schuhzeug, manche nur ihre durchbrochenen Sommersandalen angehabt. Einige gehen auf dem scharfen Straßenschotter schon barfuß. Vor mir humpelt der achtundsechzigjährige Rittergutsbesitzer von Treskow aus Radojewo mühsam auf den Fußspitzen. Und doch, wie nehmen sie sich alle tapfer zusammen! Unser einundsiebzigjähriger Superintendent D. Rhode aus Posen, der vor einem halben Jahr eine gefährliche Speiseröhrenoperation überstanden hat, geht ungebeugt Schritt für Schritt seinen Weg. Rechts und links am Wege wieder polnische Flüchtlinge, an denen wir vorüber müssen. Sie treiben ihr Vieh, sie fahren auf Rädern, darunter ganze Ketten von besonders gehässigen Eisenbahnbeamten, Postbeamten, sogar die Feuerwehr von Schrimm, sie fahren in den gebrechlichsten Fahrzeugen, in schweren Gutskastenwagen, in Kutschwagen. Warum in aller Welt fliehen denn diese polnischen Menschen, die alle Marschstraßen verstopfen? Man hat ihnen schauerlich Angst gemacht vor den deutschen Soldaten.

Wir sollten uns später noch oft überzeugen können, wie die deutschen Soldaten in freundlichster Weise die polnischen Flüchtlinge aus ihren Feldküchen speisten, wie sie auf Heereskraftwagen polnische Männer, Frauen und Kinder fuhren, wie sie den Frauen ihr schweres Gepäck in die Eisenbahnwagen trugen. Es gab Kameraden unter uns Verschleppten, denen dieser Grad von sachlicher Menschenfreundlichkeit zu viel dünkte. Denn wir haben von polnischen Soldaten nie die geringsten Freundlichkeiten, nie die geringste Menschlichkeit erfahren, nur Beschimpfungen und Mißhandlungen.

Hinter Modzerowo vor einem Walde, wo unser Wachtmeister mit

seinem Motorrad halten bleibt, werden wir durch einen Befehl von der Straße ab auf das freie Feld nach rechts gedrängt und müssen nun am Waldrand entlang marschieren. Nach einer Weile werden wir wieder ein Stück zurückgejagt. In einer Mulde, von der Straße nicht sichtbar, wird befohlen: „Alles hinsetzen!" Wir sind von einer Schar Soldaten umstellt, unser Hilfspolizist ist auch dabei, und auch eine Anzahl plötzlich aufgetauchter Männer in bürgerlicher Kleidung mischt sich unter sie. Jetzt werden wir regelrecht ausgeraubt. Zuerst sollen wir die Geldbörsen und alles Geld, das wir bei uns tragen, herausgeben. Strenge Durchsuchung wird angedroht und die Strafe der Erschießung jedem, der nicht wirklich alles abliefert. Dann werden alle Schmucksachen, Uhren, Ringe abgefordert. Schließlich sollen wir sämtliche Ausweispapiere und Dokumente, die wir bei uns tragen, abgeben, wohl um die Spuren zu verwischen, wenn jemand erschossen wird. Ich sitze neben Frau Schikora, einer älteren Gutsbesitzersfrau, die uns stets, wenn nur eine Gelegenheit dazu da war, eine Suppe gekocht hat, am Rande des Grabens, der sich im Walde entlangzieht, und muß einem Soldaten meine Geldbörse mit einhundertundfünfzehn Zloty reichen. Ich nehme vor seinen Augen ein Fünf-Zloty-Stück heraus und sage ihm: „Lassen Sie mir dieses!" Er erwidert barsch: „Nein, nichts! Alles abgeben!" Ich kann mich aber in dem Gedanken an meine vielen Kameraden, die nun ein gekauftes Stückchen Brot bitter nötig haben werden, da man uns bisher nicht ein einziges Brot geliefert hat, nicht entschließen, meine zweite Geldbörse und meine Brieftasche zu offenbaren und herauszugeben. Sie enthalten mein Gehalt für zwei Monate. Ich rutsche langsam tiefer bis auf die Grabensohle und bleibe nach einem Stoßgebet ganz ruhig, schließe die Augen und höre übermüdet im Halbschlummer, wie die Beraubung oben weiter vor sich geht. Vielen Kameraden wird da der letzte Groschen fortgenommen. Die Räuber verfahren sehr hastig dabei.

Bald werden wir wieder aufgejagt. Ich sehe durch die Bäume hindurch, wie die Zivilisten und einige Soldaten rasch mit den Füßen die geraubten Dokumente und die geleerten Brieftaschen im Walde verscharren. Jetzt sieht man auch einige hundert Meter von uns entfernt

den größeren Trupp unserer Kameraden am Waldrand nach der Straße zu stehen. Es ist ihm ergangen wie uns. Nach zwei Tagen haben wir Gelegenheit, eine genaue Bestandsaufnahme unserer Verluste zu machen. Ich höre, daß wir um sechstausend Zloty in bar außer allen den Kostbarkeiten, den goldenen Uhren und Ringen beraubt worden sind von diesen Halunken in Uniform.

Von unsern Räubern werden wir nun in den Wald getrieben und quer hindurch auf die Straße gehetzt. In Not und Angst und Scham marschieren wir dann, wieder und wieder geschlagen und beschimpft von den dicht gedrängten Ketten polnischer Flüchtlinge, an ihren Wagen vorbei und vorbei an den aufgelösten Trupps polnischer Soldaten, die uns Todesdrohungen zurufen und ab und zu in unsere Reihen hineinschlagen.

Welch ein unvergeßliches Bild von polnischer Unordnung und der Unfähigkeit polnischer Führung hat sich uns auf diesen Marschstraßen eingeprägt!

Die Dämmerung sinkt herein. Das Herz will seinen Dienst versagen. Aber nur jetzt nicht zurückbleiben! Eins, zwei, drei, vier – einatmen! Eins, zwei, drei, vier – ausatmen! Mechanisch stolpern die brennenden Füße weiter durch den Staub in den sinkenden Abend. Da ich in den vorderen Viererreihen marschiere, kann ich deutlich beobachten, wie der an der Spitze radfahrende etwa achtzehnjährige Junge von der militärischen Vorbereitung einem widerlich wild aussehenden Mädchen in Sanitätsuniform, die mit andern solchen zigarettenrauchenden Mädchen und Soldaten in einem Kastenwagen an uns vorbeifuhr und absprang, sein Fahrrad leiht und sie fahren läßt. Er zeigt ihr eine silbern blitzende Armbanduhr, wohl als Sündenlohn aus dem an uns begangenenen Raube.

Endlich wird Halt geboten. Es geht auch schon kaum mehr. Man treibt uns auf den schmutzigen Hof eines Gutsarbeiterhauses in Krótka Brzewienna. Wir fallen dort auf die feuchte Erde und suchen zu schlafen. Ein Trinkbecher Milch, der mir aus einer Milchkanne gegeben wird, erquickt ein wenig. Über mir nicken am Gartenrand die gelben Sterne der großen Sonnenblumen im Abendwind, dann sucht

mein Auge die heraufziehenden Sterne am Himmel, der sich zusehends nach der Glut des Tages mit Wolken bezieht.

Ach, es war ja wieder Sonntag! Wir sind an ihm zweiundvierzig Kilometer marschiert. Ich bin so todmüde, daß ich heute nicht in der Schrift lesen kann. Ein flüchtiger Blick auf die Losung muß genügen. Aber ihr Inhalt läßt sich in aller Tiefe kaum erfassen: „Laß dich nicht das Böse überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem."

Nicht lange mögen wir auf dem harten Boden unruhig geschlummert haben, da werden wir um einhalb zwei Uhr morgens aufgescheucht. Wir treten an. Ein Regen setzt ein. Und so müssen wir vier Stunden frierend im Regen hocken. Dann sehen wir, wie unsere Bewachungsmannschaft in den Insthäusern frühstückt und sich fertig macht. Uns läßt man stehen und gibt uns nichts. Endlich marschieren wir ab. Wieder ist der Wachtmeister mit seinem Motorrad da. Wie schmerzen die ersten Schritte!

Wir flüstern uns zu, daß eine Reihe von Kameraden erklärt haben, daß sie unmöglich weitermarschieren können. Sie sind krank, völlig erschöpft und haben mit Wunden bedeckte Füße. Am elendesten befindet sich die Studienrätin des Deutschen Schillergymnasiums, Fräulein Dr. Hanna Bochnik. Schon in Schwersenz hat diese feine deutsche Frau, die unsern Kindern den Deutschunterricht erteilte, ein Posten an den Haaren gezogen und gegen einen Wagen gestoßen, dann kamen die andern furchtbaren Eindrücke und Anstrengungen hinzu, so daß sich schon seit den letzten Tagen ihr Geist verwirrte. Wir Pfarrer haben ihr den Trost des Glaubens zugesprochen, andere Kameraden sie ermuntert. Sie ist dann auch wieder mit uns weitermarschiert. Aber jetzt ist sie am Ende ihrer Kraft. Mit ihr will zurückbleiben ein Fräulein Molzahn aus Neutomischel. Noch höre ich in der Scheune in Marantów in der Nacht ihr angstvolles Rufen: „Mutter, komm doch zu mir. Ich habe solch große Angst." Da blieb auch zurück Herr von Treskow, den wir so oft in unserer Posener Synode gesehen haben. Weiter ein Kaufmann Gierczynski, der schwerkranke Füße bekommen hatte und dessen Augen in den letzten Tagen einen seltsam fernen Blick in die Weite

bekommen hatten. Auch ein Gärtnereibesitzer Welczak, Vater von sechs Kindern, hat keine Kraft mehr. Der siebente ist ein Kaufmann Goldschmidt. Mit freudigem, wenn auch bangem Stolz aber denken wir daran, daß der jüngste aus unserer Schar, der zwanzigjährige Carl Hermann Pirscher, Student der Rechte, sportgeübt und frisch bis zuletzt, vom frühen Morgen bis zum späten Abend hilfsbereit für die andern eintretend, ein ehemaliger Schüler von Fräulein Bochnik, erklärt hat, er wolle freiwillig bei den Kranken bleiben, sie versorgen und weiterbringen. Der gute Kamerad! Die Bewachung dieser acht zurückbleibenden „Internierten" wird einem achtzehnjährigen Gymnasiasten und einem Hilfspolizisten anvertraut.

Wir aber marschieren weiter auf der Straße nach Kłodawa. Nach etwa einer Viertelstunde höre ich deutlich eine Reihe von Schüssen. Bange Ahnungen steigen auf. Aber keiner von uns wagt sie auszusprechen. Und doch – es war uns im stillen zumute, wie wir es später auf der Heimfahrt in den Straßen von Züllichau zum ersten Male laut singen konnten: „Kann dir die Hand nicht geben, bleib du im ew'gen Leben mein guter Kamerad!" Die beiden Wachleute haben sich ihrer Pflicht dadurch schnell entledigt, daß sie ihre völlig unschuldigen acht Opfer alsbald erschossen haben, um ungestört fliehen zu können. Freundeshände haben nach drei Wochen die an jenem traurigen Ort verscharrten Leichen geborgen und in die Heimat zurückgeführt. Aber wir müssen auf dem Friedhof in Posen, wo später ein gemeinsames Denkmal sich erheben soll, noch an sehr viel mehr Särgen unserer lieben Kameraden aus unserm Zuge stehen, wie er einst zweihundertundachtzig Mann stark in Marsch gesetzt worden ist. Darunter auch an den Särgen unseres Amtsbruders, des Pfarrers des Evangelischen Erziehungsvereins, Johannes Schwerdtfeger, des Landesposaunenwarts Diakon Lubnau und meines Gemeindegliedes, des Schriftleiters Hans Machatscheck. Aber das erste Wort, mit dem mich der Letztgenannte nach unserer Verhaftung auf dem Hofe des Polizeipräsidiums in Posen begrüßte, steht mir leuchtend über den vierunddreißig Gräbern, die ich bis heute aus unserer Gruppe zähle und denen noch das Grab manches bis heute noch nicht zurückgekehrten oder aufgefundenen Kameraden sich

anschließen wird: „Jetzt kann man wirklich sagen: Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn.“

Und wieder ist eine Woche des Marschierens vorübergegangen mit zwei Tagen Verzögerung, die wir in dem Geflügelhof eines Gänsehändlers in Kłodawa zugebracht haben. Immer länger werden nun die Märsche. Es geht bis in die Nacht hinein immer weiter, am 14. September müssen wir zeitweise in strömendem Regen einen Gewaltmarsch von vierundfünfzig Kilometern, zuletzt durch den nächtlichen Wald bei Gostynin, auf tiefen Sandwegen leisten. Wie sollen unsere ausgemergelten, vom ständigen Hunger kraftlosen Leiber, wie sollen unsere armen, wunden Füße das noch überstehen? Wir merken aber, wie die Unruhe unserer Posten immer größer wird. Bald marschieren wir nach Norden bis Gostynin, wo auf dem Marktplatz unter Bangen wieder zwanzig Erschöpfte zurückgelassen werden müssen, bald wieder nach Süden, bald wieder nach Osten. Zweimal kommen wir durch Kutno, zweimal durch Żychlin. Wir versuchen uns ein Bild von der großen Umfassungsschlacht zu machen, die wir ahnen, wenn wir nachts den Donner der Geschütze von allen Seiten immer näher hören, wenn wir beim Marsch von Żychlin auf Źlaków Borowe nachts die Brände in der Ferne sehen und merken, wie die Lücke zwischen den Bränden enger wird, während wir auf diese Lücke losmarschieren. Warum haben wir den Schafstall des Gutes Dombrowa so hastig räumen müssen, wo wenige Stunden später, jetzt in der Nacht Leuchtkugeln hochsteigen? Wenn wir tags marschieren, müssen wir jetzt oft alle Viertelstunden in den Straßengräben Deckung nehmen vor den Bombenwürfen der deutschen Flieger. Oft steigen die Rauchfontänen in den Ortschaften auf, wie wir es in Żychlin erleben, wo die verheerende Wirkung der Bombenangriffe auf die Bevölkerung sowie auf die Truppen uns deutlich wird.

In der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag merken wir, daß nach unserm Durchmarsch durch das einige Kilometer lange Dorf Źlaków Borowe der weitere Ausweg aus der deutschen Umklammerung auch nach Osten hin versperrt ist. Als wir nach einem entsetzlichen Marsch

durch den Straßenschmutz das Dorf in östlicher Richtung verlassen, da marschieren wir ja geradewegs auf den Donner der Kanonen zu. Und rechts von uns – sind das etwa die Leuchtkugeln deutscher Vorposten? Sie müssen gar nicht so weit von uns hochgegangen sein. Auf der nächtlichen Dorfstraße hatten wir uns durch ein wirres Hin und Her polnischer Autokolonnen, verschiedener Verbände und anderen Trosses drängen müssen. Wir werden nun wieder im Kehrtmarsch dahin zurückgeführt und dürfen endlich einen Bauernhof betreten, wo wir im Dunkel Stroh und Garben aus der Scheune zerren, um uns auf dem Hofe unter freiem Himmel darauf zu betten. Die Scheune ist von polnischen Flüchtlingen belegt, die Bauerngehöfte rechts und links von polnischen Truppen besetzt. Wir sind noch etwa einhundertundsechzig Mann. Wo mögen die zweiundachtzig sein, die man in Marantów von uns trennte? Nur wenige sind von ihnen wieder zu uns gestoßen und haben erzählt, daß sie in einzelnen Trupps sich nach Posen zurückschlagen wollten, aber als Spione aufgegriffen wurden und erschossen werden sollten. Ein verständiger Kommandant hätte ihre Unschuld erkannt und sie zu unserm Trupp zurückführen lassen. Aber die andern? Noch wissen wir nichts von den dreiundzwanzig Erschossenen an der Friedhofsmauer in Kutno.

Der Morgen des dritten Sonntags unserer Verschleppung bricht an. Nach Sonnenaufgang bitter frierend, müssen wir alsbald antreten. Man will uns wieder eiligst weitertreiben. Aber eine Anzahl Kameraden erklärt, auf keine Weise weitermarschieren zu können. Wir sind alle am Ende unserer Kräfte. Die letzte Brotrinde ist aufgezehrt, und die wenigen Mohrrüben und Kohlrüben, die uns Kameraden beim Marschieren aus der Erde gerissen haben, den Hunger zu stillen, können uns auch nicht bei Kräften erhalten. Seit der schmackhaften Fleischbrühe, die uns die tapferen Frauen unserer Schar mit willigen Kameraden trotz aller Schwierigkeiten gekocht haben, erhielten wir nichts mehr an guter Nahrung.

Da mahne ich und andere Kameraden: „Wir dürfen uns nicht trennen. Alle müssen erklären, daß sie hierbleiben!“ So geschieht's. Wir treten geschlossen heraus zu denen, die zurückbleiben wollen. Höhnisch

ruft ein Hilfspolizist aus dem Kuhstall: „Ja, nun seid ihr auf einmal alle krank!" Aber man merkt es unsern Posten an, daß sie augenscheinlich in höchster Angst und Hast sind. Sie halten abseits eine kurze Beratung. Wollen sie uns erschießen? Nein, sie haben dazu offenbar keine Zeit mehr. Eiligst verschwinden sie zu unserer Freude durch den Obstgarten des Bauernhofes.

Nun sind wir allein. Wir sinken ermattet wieder auf unser Stroh. Da höre ich in einiger Entfernung ein Gespräch. Ein älterer Kamerad sagt in der Nähe eines unserer Pfarrer, der das offenbar hören soll: „Nun ist heute wieder Sonntag. Und jeden Sonntag ist's schlimmer geworden. In der Kirche sprechen sie vom Tag des Herrn. Das wird heute ein schöner Tag des Herrn werden. Ich glaube nicht mehr an den Tag des Herrn." Was soll man da sagen? „Herr, sprich du selber darauf die Antwort!" Wir merken es, die Stunde der Entscheidung für uns muß nahen. Ich lege mich an den hinteren Ausgang des schönen alten Bauerngehöfts, auf dem der Bauer in der Sonntagstracht des Lowiczer Landes, in den seltsam bunt gestreiften Hosen und der Pelzjacke, und die Bäuerin in ihren ebenso buntgestreiften, kleidsamen, faltigen Röcken sich ab und zu blicken lassen. Sie verweigern uns jeden Becher Milch, obwohl wir ihn gut bezahlen wollen. Von meinem Platz zwischen Scheune und Heuschober habe ich einen weiten Blick nach Norden über die ebnen Felder bis zu einem gegenüberliegenden Waldrand, der etwa zwei Kilometer entfernt ist. Auf der andern Seite kann ich über das Gehöft und das Hoftor und die Dorfstraße hinweg nach Süden blicken, wo sich Wiesen hinziehen, von Weidenreihen durchschnitten. Das Dorf erstreckt sich wohl vier Kilometer lang. In einer geraden Reihe liegen die Bauernhöfe nur auf einer Straßenseite. Es ist sonntäglich still.

Ich schaue in die Losung. Wie ist sie wunderbar! „Fürchte dich nicht! Denn ich habe dich erlöset, ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein." Ich lese sie ganz laut. Jetzt kann ich es ja tun. Keine Wache kann einschreiten. Mein lieber Amtsbruder und Freund Brummack, der mit andern Kameraden gegenüber am Schober liegt, und die Kameraden neben mir können das Gotteswort hören. Dann lese ich laut das Evangelium dieses fünfzehnten Sonntages nach Dreifaltigkeit.

Wie ist es wunderbar! „Sorget nicht! ... Sehet die Vögel unter dem Himmel an ... Euer himmlischer Vater nähret sie doch ... Er weiß, daß ihr des alles bedürfet." Ist denn das wahr auch unter uns, heute, in dieser Lage? Ja, ich bin schon getröstet und voller Frieden in all der Spannung. Ich stehe auf und gehe in den Garten. Gerade haben zwei Kameraden Äpfel von den Bäumen geschüttelt. Ich hebe ein paar zu meinen Füßen auf. Dann lege ich mich wieder nieder an meinem Platz auf das Stroh an der Scheune, um weiter der Dinge zu warten, die da kommen müssen nach Gottes Willen. Da macht mich mein Kamerad Kala, mit dem ich meistens Schulter an Schulter marschierte und schlief, darauf aufmerksam, daß wir auf einer unausgedroschenen Weizengarbe liegen. Er zerreibt die Weizenähren in den Händen. Ich denke an das Bild, wie die Jünger mit dem Herrn durch das Weizenfeld gehen und Ähren ausraufen. Ich tue es meinem Kameraden nach. Wie gut schmecken die frischen Körner zu dem Apfel! Ich fühle mich erfrischt. „Sorget nicht!"

Wir heben die Köpfe. Nordwärts läßt sich das uns so bekannte Brummen der deutschen Flugzeuge in der Sonntagsstille hören. Und nun sollen wir ein spannendes Stück aus der großen Umfassungsschlacht im Weichselbogen um Kutno erleben.

Unser Dorf ist von polnischer Reiterei mit Maschinengewehren besetzt. Rechts und links stecken sie in den Gehöften. Gottes Hand war über uns, daß unseres ausgespart blieb. Die Flugzeuge zeigen sich erst in größerer Höhe. Rasch mehrt sich ihre Zahl. Sind es dreißig, sind es fünfzig auf dem schmalen Raum? Wie ein Schwarm riesiger Vögel kurven sie über dem Vorfelde und über uns. Sie stoßen nun tiefer hinab. Dumpfe Bombenschläge, dunkle Rauchfontänen an der Kimmung. Dort scheint ein Dorf zu liegen. Bald locken die tiefer fliegenden das Abwehrfeuer aus den polnischen Maschinengewehrnestern im Vorfeld und im Dorfe hervor. Darauf haben sie offenbar gewartet. Kühn lösen sich die Sturzbomber aus dem Schwarm und stoßen herab. Es ist ein atemberaubend großartiges Bild. Scharf klingen nun ihre Maschinengewehre, wie sie dicht über dem Erdboden dahinbrausen. Immer tiefer rauschen sie über das Dorf, fast scheinen sie die Scheu-

nendächer zu berühren. Ich gebe den Rat, daß wir alle unsere Hüte und Mützen aufsetzen, als sie dicht auch über uns wegfliegen. Sie müssen uns so als Nichtsoldaten erkennen. Rechts und links von uns Bombeneinschläge. Da gehen in der Dorfzeile Scheunen in Flammen auf. Und nun zeigt sich auch die polnische Reiterei.

Ein Offizier sprengt mit gezogenem Säbel auf den Hof. Wild blickt er um sich. Wird er, an unsern Füßen seinen Braunen zurückreißend, auf uns einschlagen lassen? Nein, er schaut hastig nach dem hinteren Ausgang des Hofes und gibt dem Pferde die Sporen. Er hebt den Säbel und prescht in scharfem Galopp durch den Ausgang davon. Und nun bricht seine Schwadron in wilder Flucht aus den Nachbargehöften hervor. Die Gewehrgarben der Sturzflieger haben gut gesessen. Da galoppiert ein wunderschöner Apfelschimmel ohne Reiter an uns vorbei. Ein roter Bach strömt aus seinem Halse über die blutbedeckte Brust. Der Rest der Schwadron jagt dem Offizier nach. Dann eilen Reiter ohne Pferde an uns vorbei. Sie werfen Mäntel und Patronentaschen ab, um besser laufen zu können. Links neben uns liegt vor der Scheune ein verwundeter Reiter, ein sterbender Gaul. Da kommt ein völlig unzerstörter, neuer gummibereifter Maschinengewehrwagen, von zwei guten Braunen gezogen, vorüber. Das Gewehr ist schußbereit. Es fehlt aber jeder Schütze und Fahrer. Nur die treuen Pferde tun noch ihren Dienst. Sie traben dem Rest der davongaloppierenden Schwadron nach, die bald hinter dem schützenden Waldrand verschwunden ist. Nur hier und da flackert noch kurzes Maschinengewehrfeuer auf.

Ich warte in der Erinnerung an die Bilder des Weltkriegs voller Spannung. Wann kommt der Artilleriekampf? Wann erscheint die polnische Infanterie? Nichts von diesen Bildern. Kein Sprung von Trichter zu Trichter. An unserer Stelle waren nur die Kavallerieschützen, weiter nichts. Es bleibt eine ganze Weile still. Nur ferner Geschützdonner läßt sich hören. Dann aber jubeln wir plötzlich auf. Zweihundert Meter links seitlich von uns gehen drei deutsche Schützen in weitem Abstande über das Feld vor in der Richtung, in der die fliehende polnische Reiterei entschwand. Ich sehe nach der Uhr. Es ist 11,43 Uhr. Der 17. September. Ist's Wirklichkeit oder Traum? Hinter ihnen

kommt, wie auf dem Exerzierplatz geübt, eine lange Schützenlinie. Und da – ein Blick nach Süden über das Hoftor zeigt, daß ein ganzes Regiment im Angriff vorgeht. Schützenlinie hinter Schützenlinie. Das Dorf ist zum Teil schon durchstoßen.

Unser Kamerad Oberleutnant Roth stürzt den drei Spähern entgegen. Wir schwenken Taschentücher und Hemden. Sie haben Roth verstanden. Weisen ihn rückwärts zum Offizier. Der Angriff geht unaufhaltsam weiter. Wir stehen wie die Träumenden. Tief ergriffen. Da erreicht uns sehr bald der Befehl, auf der Dorfstraße sofort zwei Kilometer nach links zurückzumarschieren. Dreihundertundfünfzehn Kilometer sind wir von Posen bis hierher marschiert. Jetzt spüren wir unsere wunden Füße nicht. Auf einer Wiese, wo die blauen Bauernhäuser durch die Weidenreihen hervorleuchten, machen wir halt. Und jetzt kann es nicht anders sein: Gott die Ehre und der Dank! Ich trete aus dem Gliede und rufe den Kameraden zu: „Wir singen: Nun danket alle Gott!" Nie kam ein Lied während dieser achtzehntägigen Internierung über unsere Lippen, aber so wie jetzt haben wir wohl alle noch nie in unserm Leben das: Nun danket alle Gott! gesungen. Die Tränen stürzen uns aus den Augen. Wir können die erste Strophe vor Ergriffenheit kaum singen. Aber dann werden die rauhen Töne immer heller und klarer. „Der ewig reiche Gott woll' uns bei unserm Leben ein immer fröhlich Herz und edlen Frieden geben! Und uns in seiner Gnaderhalten fort und fort und uns aus aller Not erlösen hier und dort!"

Wie freudig klingt dann das Deutschlandlied auf. Nach zwanzig Jahren der Bedrückung und Schmach dürfen wir es nun endlich frei und öffentlich und hell hinaussingen, so daß die polnischen Bauern aus ihren Häusern kommen und verwundert auf unsere Schar schauen. Und auch das können wir singen: „Kam'raden, die Rotfront und Reaktion erschossen, marschiern im Geist in unsern Reihen mit." Wir liegen uns in den Armen und beglückwünschen uns. Unbeschreiblich ist diese Freude, dieses Erleben. Bald sehen wir die Reserven der angreifenden Division auf der Dorfstraße an uns vorübereilen im unaufhaltsamen Schritt der Sieger. Wie leuchten die Augen der tapfern

Bayern, als wir ihnen wieder und wieder unsern Dank für die Befreiung und unser „Sieg Heil" zurufen!

Eine Woche darauf, an einem Sonnabend, dürfen wir in Posen sein und unsere Lieben, die viel Drangsal ausgestanden hatten, in die Arme schließen. Auf unsern Häusern wehen die Fahnen des Führers. Dann dürfen wir in unserer lieben Kreuzkirche, trotz ihrer Beschädigungen durch die Brückensprengung uns erhalten, einen Gottesdienst feiern und der Predigt unseres verehrten Generalsuperintendenten D. Blau lauschen und mit ihm von Herzen Gott danken für alle seine Güte.

Ja, auch der vergangene Sonntag war doch ein Tag des Herrn!